

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Helen Dank, meine gnädige Frau. Aber leider ganz unmöglich. Ich erwarte heute nachmittag meinen Lehrer, den Herrn vom Orientalischen Seminar — wie alle Nachmittage jetzt. Ich muß Kisuaheli pauken, mit Hochdruck.“

„Ach, Sie sind gar nicht mehr nett, Herr Kullburg!“

„Sei bedauere aufrichtigst, meine gnädige Frau. Aber selbst auf die Gefahr Ihrer allerhöchsten Ungnade hin.“

Mit scherzhaftem Tone sagte er es; doch der Ernst seiner Augen stand dazu in seltsamem Widerspruch. Da sah ihn Astrid plötzlich mit einem aufmerkenden Blick an und quälte ihn nicht weiter. Kullburg verabschiedete sich nun.

Als später, am Nachmittag, Gerda bei ihr war, erzählte sie dieser von der Begegnung mit Kullburg und seinem Entschlusse. Sie beobachtete dabei die Schwester, die diese Mitteilung jedoch sonderbarer Weise ohne jedes Anzeichen einer Ueberraschung hinnahm. Da forschte Astrid:

„Ja, wundert dich das denn gar nicht?“

Gerda verneinte stumm. Nach Kullburgs Verabschiedung neulich war sie auf einen solchen Schritt bei ihm gefaßt gewesen. Ja, sie hatte ihn erwartet.

Da schüttelte Astrid das blonde Haupt. Aber sie schwieg. Als sie dann wieder zu der Schwester hinsah, die so still dafah, aber mit einem Hauch von Traurigkeit, der Astrid ins Herz schnitt, da erhob sich diese plötzlich in einem unabwiesbaren Ahnen und kam zu ihr hin.

„Gerda“ — sie legte der Schwester den Arm um den Hals und sagte leise: „Du brauchst mir gar nichts zu sagen — nichts. Aber jetzt verstehe ich erst alles. Du Arme, Arme!“

In dieser Stunde ermaß zum erstenmal ein anderes Herz das Leid, das Gerda Kestler trug.

Der Frühling kam, und es kam eine Zeit, da saß Gerda, wenn sie allein mit sich war, oft still mit gefalteten Händen und träumte vor sich hin. Aber ein verklärtes Leuchten war auf dem Antlitze.

Was sie für ein Kränlein gehalten hatte, war ein nur zu natürlicher Zustand gewesen; es war ihr jetzt zur Gewißheit geworden. Die große Verheißung da draußen war auch an sie ergangen; Rutterglück war ihr beschieden.

War das nicht wie eine Gabe des Schicksals, das an ihr gutmachen wollte, was es geschickt hatte? War nun nicht ihrem Leben wieder ein Ziel gegeben, ein Inhalt?

Und selbst das Verhältnis zu ihrem Manne hatte nun wieder etwas Zuerliches bekommen. Sah sie in ihm doch sojab den Vater ihres Kindes.

Auch Heinz seinerseits blieb nicht unberührt von diesem

Wandel der Dinge. Er war wieder froh, liebenswürdig und aufmerksam zu Gerda. Der Stolz des angehenden Vaters, eine ritterliche Dankbarkeit gegen die junge Mutter.

Und er wurde eine Zeitlang häuslicher. Freilich, es hielt nicht allzulange vor. Seiner lebhaften Natur ward dieses Herumsitzen im Hause bei einer schonungsbedürftigen Frau bald zu viel. Er blieb wohl noch, aber man merkte ihm den Zwang an. Seine gute Laune litt stark darunter.

Da war es wieder Gerda selber, die ihn hinaus schickte, wie es ihn ja einmal verlangte. Aber es geschah jetzt ohne heimliche Bitterkeit. Würde sie doch nun bald ein anderes Wesen ihr eigen nennen. Ein kleines Menschenkind, das ganz ihr gehören, das täglich und stündlich um sie sein, das sie immer brauchen, immer nach ihr verlangen würde mit seinen weichen, zarten Händchen — und es durchwoigte sie ein seltsames Glücksgefühl. Möchte da Heinz ruhig seinen Gewohnheiten nachgehen. Wenn er nur dabei die letzten und ernstesten Pflichten gegen sie nicht verletzte. Pflichten, die ihm jetzt doppelt heilig sein mußten.

So ging die Zeit dahin. Astrid war jetzt oft bei Gerda im Hause. Sie freute sich mit der Schwester auf deren Glück, und die beiden jungen Frauen sahen viel zwischen rosenfarbenen Bändern und duftigen Spitzen, die sich unter ihren geschickten Händen zu allerliebsten winzigen Hülsen für „Baby“ verwandelten.

Und es war zwischen ihnen so auch oft schon die Rede von dem erwarteten kleinen Gast. Die Hauptfrage war stets: was ein größeres Glück für die Mutter sei — ein Knabe oder ein Mädchen.

„Natürlich ein Junge!“ entschied Astrid sofort. „Da steckt doch ein ganz anderes Temperament drin.“

Aber Gerda wiegte leise den Kopf.

„Nein, lieber ein Mädchen.“ Und in ihre Züge trat ein inniges Sehnen. „Ein liebes, anschniegenes Ding, das später einmal bei einem im Hause sitzt. So ein Junge ist so nestflüchtig. Was hat man von ihm?“ Aber nach einer Weile des Sinnens fuhr sie nachdenklich fort: „Und doch! Man soll ja nicht an sich denken. Wenn man aber so voransieht, wie es einmal später sein wird, da möchte ich fast sagen: lieber ein Knabe.“

„Wie so das?“

„Nun, der braucht doch einmal, wenn er groß ist, nicht zu warten, wie unsereins, bis das Glück zu ihm kommt. Ein Mann schafft sich sein Glück selber. Und überhaupt,“ ihr Antlitz wurde noch ernster, „wie Frauen! Unsere Natur weist uns auf die Ehe hin, trotz aller Frauenbewegung. Der Beruf bleibt für uns immer nur ein Notbehelf. Aber Ehe und Glück — es deckt sich nicht immer das eine mit dem anderen. Ein Mann dagegen — ich glaube, die meisten finden ihre wahre Befriedigung ja immer nur im Beruf. Sie könnten daher, wenn ihre Ehe ein Mißgriff war, nie so ganz unglücklich werden wie unsereiner.“

Astrid wußte nichts zu erwidern. Hier lönte ja wieder mit dunklem, klanglosem Schwirren jene zerrissene Saite in Gerdas Brust.

Und dann sagte die Schwester noch einmal:

„Ob unsere Mutter sich wohl auch einst so Gedanken gemacht haben mag über uns und unsere Zukunft?“

Astrid hob die Schultern.

Da schloß Gerda schwer und ernst:

„Es könnte einen beinahe mutlos machen. Wie wenig können wir doch im Grunde unseren Kindern nutzen, mit all unseren heißesten Herzenswünschen. Wir hegen und pflegen, und dann kommt das Leben und bricht vielleicht in einer einzigen Stunde nieder, was wir in langen Jahren mühevoll aufgebaut haben.“

Doch jetzt ergriff Astrid die Hand der Schwester.

„Nun ist's aber genug, Gerda! Schäm' dich, so Trübsal zu blasen. Muß es denn mit Gewalt immer schlecht abgehen? Hier, sieh mich an!“ Und die lebenswürdige kleine Frau stellte sich scherzend vor der Schwester in Positur. „Bekommt mir die Ehe nicht vorzüglich? Sogar zu gut. Ich muß nächstens mal ein bißchen Hungerkur machen — meine berühmte Taille ist in Gefahr. Eine Familienkatastrophe! Klaus sieht mich schon immer ganz kessinnig an. Denn das überlebt er nicht, wenn ich mal aus der Fassung gehe. Du weißt ja, er ist ganz auf englischen Geschmack eingeschwohen. Na, siehst du, Gott sei Dank! nun lächelst du ja schon wieder ein bißchen. Und nun komm: Laß uns wieder fleißig sein. Sieh dies Jäckchen — wird es nicht einfach süß? Und nun stell' dir erst so ein rosiges, kleines Menschenkind darin vor — freuen mußt du dich, Gerda, freuen!“

Mit einem dankbaren Lächeln sah Gerda da zu der Schwester hin.

Dann war das Kind da — ein Knabe.

Das Muttersehnen Gerdas war erfüllt, aber um schweren Preis. Eine endlose Nacht und wieder einen langen Tag hatte sie um ihr Leben gerungen. Fluchtbereit stand ihre Seele.

Dann hatte die Kunst der Aerzte zwar noch einmal gesiegt: Gerda war dem Leben wiedergewonnen, doch nicht mehr mit der alten Kraft. Ein Herzleiden war zurückgeblieben, ein Leiden sehr ernster Art.

Ihr selber freilich wurde die Wahrheit wohlthuend verheimlicht. Wenn Arzt und Familie auch jetzt, wo ja alles längst glücklich vorüber war, ihr noch immer so besorgt zur Schonung rieten, so hielt sie das für übertriebene Vorsicht. Mein Gott, ja — die Geschichte hatte sie wohl damals ein bißchen mitgenommen, aber darum auch jetzt noch immer das ängstliche Behüten wie bei einer Schwerverkranken? Sie lächelte darüber. Blühten denn ihre Wangen nun nicht wieder rosig wie je zuvor? Strahlte es nicht sonnig aus ihren Augen in Mutterglück und neugewonnener Gesundheit?

Auch Heinz Kessler, den zuerst die Eröffnung des Sanitätsraus betroffen gemacht hatte, glaubte schließlich nicht mehr recht an den Ernst des Leidens. Gerda sah ja geradezu glänzend aus. Die Besorgnis der Aerzte war sicher übertrieben, zum mindesten jetzt nicht mehr begründet. Die elastische Natur seiner jungen Frau hatte sich offenbar von dem empfangenen Schläge inzwischen längst wieder erholt.

So hatte Kessler denn allmählich sein altes Leben wieder aufgenommen, wie er es vor dem Erscheinen des Kindes zu führen sich angewöhnt hatte. Er war ja im Grunde — so meinte er — jetzt auch recht überflüssig zu Hause. Da drehte sich alles um das Baby. Gerda nährte selber, sie hatte sich das mit aller Gewalt nicht nehmen lassen. Diese höchste Mutterseligkeit, wie sie sagte.

Er hatte dazu schließlich nur noch schweigend die Achseln gezuckt. Er seinerseits fand das entsetzlich altmodisch und Kleinbürgerlich. Total gegen den guten Geschmack. Aber na — wenn es ihr nun einmal eine solche Passion war, in Gottes Namen denn. Nur durfte sie ihm dann wirklich keine Vorwürfe machen, wenn er sich auch sein Leben nach seiner Fassung einrichtete. Gerda war ja jetzt kaum noch für ihn zu haben.

So war Heinz Kessler denn viel außer dem Haus. Fast jeden Nachmittag war er fort. Er ritt viel, machte größere Ausflüge in den Grünwald, wie er Gerda sagte. Aber er bemühte sich, durch allerlei Aufmerksamkeit seine Frau anderweit zu entschädigen. Kein Tag verging eigentlich, ohne daß er ihr etwas ins Haus schickte oder wohl selber mit-

brachte: Blumen, Sachen für ihren Toilettentisch oder auch erlesene Früchte.

„Bewöhnt mich Heinz jetzt nicht schrecklich?“ sagte Gerda da gelegentlich zu Astrid. „Er ist doch gut. Aber ich mag das gar nicht, immer so viel Geld für mich auszugeben. Ich hab's ihm auch schon oft genug gesagt.“

„Ja, er ist sehr aufmerksam,“ erwiderte die Schwester; doch sie hatte dabei ihre eigenen Gedanken. Sie war des öfteren zugegen gewesen, wenn Heinz seiner Frau solche Gaben brachte, und sie hatte sich jedesmal eines sonderbaren Gefühls nicht erwehren können: es war dabei so etwas Eigenes an ihm, so etwas Befangenes, Gedrücktes — fast, als ob er mit solchen äußeren Beweisen seiner Zuneigung ein geheimes Verfehlen gutmachen, sich vor sich selber entlasten wollte.

Und Astrid sprach schließlich einmal darüber mit ihrem Mame.

„Hör' mal, Klaus, ich glaube, das tut gar nicht gut, daß Gerda ihrem Manne so viele Freiheit läßt.“

„Wieso —? Meinst du etwa, daß Heinz das mißbrauchen könnte?“

„Ja, ich weiß nicht — ich will ihm ja nicht unrecht tun, aber er ist immer so merkwürdig. Ob ich nicht am Ende mal mit ihm rede? Natürlich ganz vorsichtig. Nur, es wäre ja zu furchtbar, wenn er wirklich —! Gerda verwände das ja nicht zum zweitenmal.“

Klaus Petersen zuckte die Achseln.

„Eine heikle Angelegenheit. Aber immerhin, wenn du die das zutraust —“

„Sicher! Und es läßt mir auch keine Ruhe mehr. Ich bin das Gerda einfach schuldig. Sie hat gerade schon genug durchgemacht.“

So benützte denn Astrid die nächste Gelegenheit, die sich ihr bot, um ihren Schwager allein zu sprechen. Sie begleitete ihn die Treppe hinunter, als auch sie die Kessler'sche Wohnung wie er selber verließ, und als er unten vorm Haus sich von ihr verabschieden wollte, tat sie, als merkte sie es nicht, sondern trat an seine Seite.

„Ich gehe noch ein Stückchen mit. Wir haben ja denselben Weg. Du wolltest doch zum Tatterfall?“

Aber es klang wie ein geheimer Verdruß aus seiner Stimme; als störe sie ihn mit dieser unerwarteten Begleitung in seinen Dispositionen.

„Ja — natürlich.“

Es entging Astrid nicht, und ihr stiller Verdacht verstärkte sich da noch. Entschlossen sagte sie daher, was sie sich schon zurechtgelegt hatte:

„Heinz — ich wollte dich schon lange etwas fragen.“

„Und was denn?“

„Sag' mal — freust du dich eigentlich über dein Kind?“ Er blickte sie etwas überrascht an. Doch dann lächelte er.

„Sonderbare Frage! Wie verfallst du denn darauf?“

„Nun, sieh, Heinz — aber nicht übel nehmen, nein? — Ich finde, man merkt dir eigentlich ziemlich wenig davon an.“ Er lachte jetzt, wirklich belustigt.

„Du lieber Gott! Verlangt ihr denn etwa von mir Verzeigungen? Kinder, seid doch nicht komisch.“

Aber die junge Schwägerin blieb diesmal merkwürdigerweise ganz ernst.

„Ich glaube, Heinz, du freust dich wirklich nicht. Sei einmal ehrlich.“

Er schwieg einen Moment, dann sagte er:

„Nun ja — zu dir will ich ganz offen darüber sprechen, Astrid, du bist ja eine vernünftige Frau und wirst das Gerda nicht wissen lassen. Also: ich will aus meinem Herzen keine Mördergrube machen — Vaterglück? Nein, ich merke im Grunde nicht recht was davon.“

„Aber Heinz!“

Es klang ehrlich entrüstet. Doch er erwiderte mit gutmütiger Ruhe:

„Betrachten wir die Sache auch mal ohne jede Sentimentalität. Was habe ich im Grunde vor so 'nem kleinen Schreibals, was lang' ich damit an? Das ist ja für euch Frauen natürlich was anderes. Begreif' ich vollkommen. Ihr seid dem kleinen Wesen eben unentbehrlich. Aber unser-einer? Ein inniges Verhältnis zu seinem Kinde kann man logischerweise doch erst dann haben, wenn sein Geist voll erwacht ist — also sündso viele Jahre später. Einjährlehen aber ist es einem doch nichts weiter als ein niedliches, kleines

Epizyng — notabene, wenn es gerade liebenswürdig aufgelegt ist.“

„Heinz, das sind ja schreckliche Worte!“

„Für Frauenohren vielleicht. Aber es ist doch nun mal so. Wenigstens ich kann mir nicht helfen. Ich gestehe dir auch ganz offen: das ist nicht mein Ehrgeiz gewesen, als ich heiratete, um den Vater zu spielen, so bald als möglich Bitte, laß mich ausreden. Ich hab' geheiratet, um meine Frau für mich zu haben. Aber was hab' ich so von ihr? Seit einer Ewigkeit ist Gerda einfach nicht mehr für mich da. Mutterpflichten und kein Ende. Der Mann kann sehen, wo er bleibt. Na, sag' selbst, Astrid, hab' ich da Grund, so sehr entzückt zu sein?“

„Gewiß, Heinz, ein Kind fordert auch Opfer, nicht nur von der Frau, die übrigens denn wohl doch noch ganz etwas anderes dabei hergibt, sondern auch vom Manne. Aber —“

„Nein, Astrid! Ich bin nun einmal kein Normalbürger, der in der kinderstube daheim Ersatz für alles andere findet. Nein, ich habe andere Lebensbedürfnisse. Wer kann für seine Natur? Und entsagen — verzichten? Das hat mir nie gelegen!“

Astrid schüttelte bekümmert den Kopf. Endlich sagte sie: „Mit solchen Ansichten — da hättest du aber nie heiraten dürfen.“

„Da magst du wohl recht haben.“

Sie erschrak über das Wort, noch mehr aber über seinen Ton. Wenn das die Schwester hätte mit anhören müssen! Und ihr erschien plötzlich diese Ehe unglücklich — hoffnungslos.

(Schluß folgt.)

Der Geigenbogen.

Novelle von Paul Ernst.

Man kann einem Schauspieler ja sein Alter nicht ansehen; ein Schauspieler hat das Alter seiner Rollen. Es gibt ein Beispiel von einem siebenzigjährigen Veander, der so feurig spielte, daß eine Köchin in einem herrschaftlichen Hause ihm einen Kalbsbraten schickte; der Doktor sah schon mit zwanzig Jahren so alt aus, daß eine Mutter ihn warnend ihrem Sohn zeigte, der durchaus zur Bühne gehen wollte, und ihm sagte: „Sieh! Du diesen gebeugten Rücken, diesen schleppenden Gang, diese tiefen Runzeln, hörst Du diesen Husten, der den ganzen armen Menschen erschüttert? So geht es dem alten Komödianten; er muß noch immer spielen, während andere Leute in seinem Alter sich Schlafrock und Troddelmütze hatten, im Lehnstuhl sitzen und ihren Kamillentee trinken.“

Der Doktor hatte aber mit neunzehn Jahren ausgesehen wie ein anderer junger Mensch von neunzehn Jahren. Damals war er noch nicht Schauspieler gewesen, sondern Geiger bei der Truppe. Es war ein sehr guter Geiger damals, und er spielte nicht nur im Theater, sondern auch in der Stadt bei vornehmen Familien, wenn Feste gegeben wurden.

Einmal hatte er bei einer Herzogin gespielt; diese Herzogin war verwitwet und besaß eine einzige sehr schöne Tochter, auf die sie sehr stolz war, denn alle Leute sagten, sie sei so schön, wie sie selber gewesen in ihrer Jugend. Da war ein großes Fest in dem Palast, und viele Künstler zeigten sich und übten ihre Kunst aus, bekamen dann vom Haushofmeister ihr Geld, aßen in der Küche und gingen nach Hause. Der Geiger aber war wieder in den Saal gekommen, wie er sein Geld und sein Essen erhalten; und da niemand auf ihn achtete, so durfte er bleiben; und so stellte er sich allein in eine Ecke und sah dem Tanze zu und blickte immer auf die junge Herzogin. Einmal war die junge Herzogin zu ihm getreten und fragte ihn: „Weshalb sehen Sie mich so an?“. Er aber hatte geantwortet: „Ich bin ja nur ein Geiger,“ und blickte sie sehnsüchtig an; da sagte sie: „Nimm mich.“ In dem Gewühl waren die beiden zusammen aus der Tür gegangen, sie hatte ein Tuch über den Kopf genommen, seinen Arm genommen, und so verließen sie den Palast, ohne daß jemand sie bemerkte, und dann lebten sie zusammen in seiner Stube. Wie ihre Mutter erfuhr, wo sie war, da schickte sie ihr den Haushofmeister und ließ sagen, daß sie nicht wieder zu ihr kommen dürfe; da hatten die beiden über den komischen Diener gelacht. Wie es ihnen dann schlecht ging, weil der Geiger nicht viel verdiente, da war das Mädchen als Schauspielerin aufgetreten, als Isabella. Ihren ersten Tag sagte sie; als sie aber fort-fahren sollte und sagen: „Veander, Dir allein gehört mein Herz“, da hatte sie ihre Rolle vollständig vergessen. Veander wollte ihr helfen, er packte sie bei der Hand, zeretzte sie nach vorn über den Souffleurkasten und schrie sie an: „Was willst Du mir sagen?“ Aber das war wohl ungeheuer von ihm gewesen, denn nun verlor sie auch noch ihre letzte Besonnenheit, auch der Souffleur konnte ihr nicht helfen, und sie sagte ganz ängstlich, wie ein kleines Mädchen: „Heute früh habe ich es noch gewußt.“ Das Pu-

blikum lachte, der Direktor kam während vor und sagte dem Publikum, daß die Dame krank sei, der Vorhang fiel, und sie durfte nie wieder auftreten.

Sie weinte, und ihr Mann küßte ihr die Tränen fort. Heimlich verschaffte sie sich Wäsche zum Waschen und wusch in den Stunden, wo sie allein war, um wenigstens etwas Geld für die Wertschait zu verdienen. Aber als dann das Kind erwartet wurde, befahl sie mit einem Male ein heftiges Fieber; sie redete irre, sie ließ die Hand ihres Mannes nie aus ihrer Hand, sie sagte immer: „Dich liebe ich so sehr, Du bist so gut zu mir“, und dann kamen ihr die Tränen. So starb sie; sie wurde vor dem Tor auf dem Anger begraben, weil sie zu den Schauspielern gehörte; ein Hügel wurde nicht auf das Grab gebracht; man stampfte die Erde fest und warf den überflüssigen Boden auseinander; ihr Gatte pflanzte ein Ahornbäumchen auf die Stelle, unter der ihre Herz unten lag, denn ein Rosenbusch oder ein anderer schöner Blumenstod wäre zu auffällig gewesen, es war verboten, die Gräber der Komödianten zu bezeichnen. In diesen Tagen, so erzählten die Schauspieler, soll er sein altes Gesicht bekommen haben. Damals tat er auch einen Schwur, niemals mehr für andere Leute Geige zu spielen, und weil er Talent hatte, und mit seinem alten Gesicht so komisch ansah, so ging er nun als Schauspieler und spielte die Rollen des Doktors; er spielte sie lange Jahre hindurch und machte den Leuten viel Vergnügen. Bis zu seiner Zeit war der Doktor immer nur eine Nebenfigur gewesen, aber weil er ein so guter Schauspieler war, so wurden jetzt auch Stücke geschrieben, in denen der Doktor die Hauptrolle hatte. Zuweilen geigte er noch für sich allein, wenn er in seinem Zimmer war und niemand ihn hörte.

Wie der Ahornbaum, der aus dem Herzen seiner Geliebten wuchs, in den langen Jahren immer größer wurde, da sah er einmal an ihm einen schönen geraden Zweig und dachte: der würde doch einen guten Bogen abgeben. So schnitt er ihn ab, nahm ihn nach Hause, ließ ihn gut austrocknen und schnitt dann aus ihm einen Bogen, drechselte die Ringe und die Schraube, dann bespannte er ihn; und wie alles fertig war, bestrich er die Korpfe mit Kollophonium und geigte mit ihm; da schien ihm sein Strich viel schöner wie vorher.

Nun muß man bedenken, daß mit den Jahren aller Gram vergeht, und zuletzt tat es dem Doktor leid, daß niemand mehr sein Geigenpiel hören sollte. Wie einmal der Geiger krank geworden war, sagte er zu dem Direktor, er solle seine Rolle heute einem anderen geben, denn er möchte gern wieder einmal vor dem Publikum geigen wie in seinen jungen Jahren, wo er der berühmte Geiger von Rom gewesen sei, daß sogar junge Herzoginnen sich in ihn verliebt hätten. Der Direktor lachte, wenn er sich vorstellte, daß eine junge Herzogin sich in den närrischen Doktor verliebt haben sollte, aber weil er ein gutmütiger Mann war, so gab er nach. Und so geigte denn der Doktor an dem Abend.

An demselben Abend aber war die Mutter seiner verstorbenen Geliebten, die nun inzwischen eine ganz alte Frau geworden, in das Theater gegangen. Sie sah vornehm in ihrer Loge in einem schwarzen Sammetkleid, mit der seidnen Maske vor dem Gesicht und hinter ihr stand ein Verwandter, von dem man sagte, daß er ihr Erbe sei.

Wie der Bogen strich, der auf dem Grabe ihres Kindes gewachsen war, da wurde der Dame wunderbar zu Mute; sie lästete die Maske und trocknete sich die Tränen. Der Herr beugte sich vor und lauschte auf die Töne des Geigers.

Wie der Geiger geendet hatte und der Vorhang hochging, stand sie auf, nahm den Arm des Herrn und ging aus ihrer Loge; im Gehen sagte sie leise zu sich: „Fürwahr, ein gefallenes Kind ist besser wie keines!“

Roosevelt auf der Jaguarjagd.

Roosevelt, der in den ersten Berichten über seine indamerische nische Forschungsreise hauptsächlich Schilderungen von Land und Leuten und zoologischen Beobachtungen mitgeteilt hatte, kommt in seinem neuesten Berichte, den der „Daily Telegraph“ veröffentlicht, zu Jagdabenteuern, und erzählt unter anderem, wie er mit seinem Sohne Kermit auf die Jaguarjagd gezogen ist.

Die eingeborenen Begleiter hatten frühe Jaguarfahrten aufgepürt; morgens um 2 Uhr, bei Sternensicht, brach Roosevelt und sein Sohn Kermit, in Begleitung des Obersten Kondon und zweier Eingeborener mit seiner Hundemeute auf. Sie stiegen in den Sattel, und ihre kleinen Bonnies, die an das sumpfige Gebiet, in dem man sich aufhielt, gewöhnt waren, trugen sie rasch von dannen. Es ging durch Sumpf, durch Wasserläufe, man schenkte schlafende Alligatoren auf, Stunde auf Stunde verging, die ersten Bäume wurden wach, die Affen begannen zu schreien, und als die Sonne sich über den Horizont erhoben hatte, war man in der Nähe, wo die Jaguarfahrten gefunden worden waren. Die beiden Hunde, die schon öfter zur Jaguarjagd mitgenommen waren — offenbar gehörten sie den Eingeborenen — gaben Laut, sie wurden losgekoppelt und saufen mit der Nase am Boden davon. Auch die anderen ungeliebten Hunde wurden losgelassen und folgten ihnen lärmend. Die Jagd ging häufig durch Wasser und Sumpf, augenscheinlich hatte der Jaguar das Wasser durchaus nicht ge-

scheuf, das Hundegebell verklang, nach einiger Zeit wurde es wieder lauter und so nahm Roosevelt an, der Jaguar sei aufgebäumt oder in ein Dickicht gesprungen. Als die Reiter näher kamen, stellte es sich heraus, daß die erste Vermutung richtig sei; die Kage sah auf einem Taruman-Baume und sauchte auf die Hunde herunter. Roosevelt wollte sich auf die Hunde nicht verlassen, es war immer noch möglich, daß der Jaguar heruntersprang und den Hunden entkam und so entschloß er sich, aus 60 Meter Abstand zu schießen. Ein einziger Schuß seines kleinen Springfield-Gewehrs, mit dem er in Afrika Löwen und Elefanten getötet hatte, genügte; das Geschloß, eine Spitzkugel mit Bleispiße holte den Jaguar vom Baume herunter.

„Der Jaguar“, so schildert Roosevelt nun, „ist der König der südamerikanischen Jagdtiere, er steht auf einer Stufe mit den edelsten Jagdtieren Nordamerikas, und bleibt nur hinter den gewaltigen wilden Bestien der Großwildjagd in Afrika und Asien zurück. Es war ein erwachsenes Weibchen, das größer und schwerer als ein ausgewachsener afrikanischer Panther oder Leopard war. Es war groß und kräftig gebaut und machte den Eindruck der Kraft, wie ihn ein Tiger oder Löwe, aber kein Leopard oder Buma macht. Uebrigens stellte es sich heraus, daß sein Fleisch ein guter Braten war, als wir es abends verzehrten, obwohl es nicht so geschäft wurde, wie es eigentlich hätte geschlocht werden sollen. Ich kostete davon, weil ich wußte, wie gut Bumabraten schmeckt, und es tut mir schon seit langem leid, daß ich in Afrika nicht Löwenfleisch versucht habe, das sicher gut schmecken muß.“

Am nächsten Tage wurde die Jaguarjagd fortgesetzt, denn auch Kermit Roosevelt sollte zum Schusse auf den Jaguar kommen. Nachdem man lange einer Jagarfährte gefolgt war, verjagten die Hunde, die gewaltige Kage zu stellen; der Jaguar entkam ihnen aber mehrmals, schließlich baunte er auf, und so kam Kermit Roosevelt leicht zum Schusse. Auch bei ihm genügte eine Kugel, und als man die Jagdbente betrachtete, stellte es sich heraus, daß er mehr Glück gehabt hatte, als sein Vater. Der erlegte Jaguar war ein ganz gewaltiger Bursche, der etwa doppelt so groß wie ein erwachsener männlicher afrikanischer Leopard war; er wog ebensviel, wie die kleinste erwachsene Löwin, die die Roosevelts in Afrika erlegt hatten. Auch im Körperbau kam er dem Löwen nahe. Er war durchaus nicht so schlank und lang, sondern mäßig und unterseht gebaut. Die Decke war außerordentlich schön, von seidigem Glanze. Es stellte sich übrigens heraus, daß Kermit Roosevelt die Gegend von einem Jaguar befreit hatte, der dort lange als Landplage gegolten hatte. Er hatte zu den Ueberschwemmungszeiten die Gewohnheit gehabt, sich in der Nähe von Farmhäusern aufzuhalten, und hatte dabei eine ganze Anzahl von Kühen und jungen Stieren erschlagen.

Vermischtes.

— Ein mathematisches Genie. An der Universität Cambridge, dem Hort der mathematischen Studien in England, erregt gegenwärtig ein junger Hindu, S. Ramanujan, das lebhafteste Interesse, der ohne jede höhere Schulung bereits hervorragende Leistungen in der Mathematik vollbracht hat. Er stammt aus Madras und ist jetzt 26 Jahre alt. Er hat nur die gewöhnliche Schulbildung in Indien genossen und nie mit der Universität von Madras in Verbindung gestanden; bis vor etwa einem Jahre hatte er eine bescheidene Stellung als Schreiber. Seine mathematische Ausbildung ist, wie einer der Professoren der Universität ausführt, geradezu ein Wunder. Vor etwa 1 1/2 Jahren schrieb er an den Professor in Cambridge, sprach von seinen mathematischen Studien und sandte ihm eine Anzahl von Lösungen mathematischer Probleme ein, die sich besonders auf die Zahlentheorie und die Theorie der elliptischen Funktionen bezog. Viele darunter waren vollkommen neu; andere waren schon früher von Mathematikern gefunden, ohne daß der junge Indier je von diesen Arbeiten gehört hätte. Er hat nur eine sehr geringe Kenntnis der modernen Mathematik und der Arbeit, die in den letzten 50 Jahren auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Dabei hatte er eine ganze Anzahl von wissenschaftlichen Erkenntnissen, die in den letzten hundert Jahren von den führenden Geistern der Mathematik gefunden worden sind, für sich selbst neu entdeckt. Er ist jetzt nach England gekommen, um seine geniale Begabung durch systematische Studien zur vollen Entwicklung zu bringen. Während er sich bereits mit den höchsten Problemen beschäftigt und selbständig Lösungen gefunden hat, sieht er in manchem elementaren Wissen hinter den Studenten der ersten Semester zurück. Man glaubt daher, daß man von dem jugendlichen Genie nach einem gründlichen Studium noch die höchsten Dinge erwarten kann.

— Ausroden von Baumstämpfen mit Hilfe von Säuren. Das Ausroden von älteren Baumstämpfen ist eine sehr mühevolle, zeitraubende und kostspielige Arbeit, wenn es mit Hilfe von Spade und Spaten geschieht, und viel leichter wird die Arbeit, wenn man die verschiedenen für diesen Zweck angegebenen Hilfsapparate und Zugtiere zu Hilfe nimmt. Man ist deshalb in neuerer Zeit dazu übergegangen, solche Baumstämpfe durch Sprengen zu zertrümmern und aus dem Boden zu entfernen und kommt auf diese Weise auch ziemlich rasch und sicher zum Ziele. Wenn aber Zeit vorhanden ist, erscheint eine andere Art der Beseitigung

von Baumstämpfen sehr einfach und zweckmäßig, die nach dem „Prometheus“ (Leipzig, Otto Spamer) darin besteht, daß man mit dem Holzbohrer in den Stumpf ein senkrechtcs Loch von 2—5 Zentimeter Durchmesser und entsprechender Tiefe bohrt und dieses zur Hälfte mit Salpetersäure füllt, auf die man dann noch eine gleiche Menge Schwefeläure gießt. Wenn man darauf das Loch durch einen hölzernen Pfropfen fest verschließt, findet man nach etwa fünf Wochen die größten Baumstämpfe aus härtestem Holze von den Säuren soweit zerföhrt, daß man sie bequem mit einer Hacke auseinander schlagen und entfernen kann.

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* Gaultier- und Seiltänzerkünste. Wer unerkünstelt ist und auf dem festen Boden der Muttersprache bleibt, der hat wohl bisweilen, wenn er den Fremdwörtern zuhört, ähnliche Empfindungen wie einst in Jugendtagen, als er bescheidenen Dergens den Rinken der Seiltänzer zuschaute: wenn die Kette sich bloß nicht den Hals, ich wollte sagen: die Zunge brechen! Aber es geschieht tatsächlich nicht, denn, wie die Gaultier und Seiltänzer von Jugend auf ihren Körper geübt und zu den schwierigsten Verrenkungen fähig gemacht haben, so wird der Deutsche schon früh zu geschickter Aussprache der fremdartigen Wörter angeleitet, und wenn er das nur später mit Eifer fortsetzt, dann darf er seine Zunge getrost die gewagtesten Lautverbindungen zumuten, er wird niemals stolpern und ist des Bestalls der Menne stets gewiß. Was sind ihm Wörter wie Rememoration und Metastatation, wie Originalität und Proportionalität, wie charakterisieren und modifizieren, — die bringt ja jeder, der über einen leidlichen Zungenschlag verfügt, über die Lippen; etwas anderes ist es schon mit Zeitwörtern, wie exemplifizieren und individualisieren, mit Hauptwörtern wie Naturalisation und Dezentration, wie Reziprozität und Exterritorialität, wie Inkompatibilität und Ideenassoziation. Was würden wohl die Fremdwortfreunde sagen, wenn wir ihnen auch nur annähernd so schwierige Zungenübungen in deutscher Sprache zumuten wollten! Aber freilich — wäre der deutsche Ausdruck solcher Mühe wert?
R. Palleske (Landeshut i. Schl.)

Büchertisch.

— Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Zu den reichlich 50 Namen, die man zu den Klassikern der deutschen Literatur rechnet, ist jetzt durch den Tod Paul Heyse's ein neuer hinzugekommen. Der Auspruch dieses Dichters auf klassische Geltung dürfte kaum bestritten werden, da er in der Herrschaft über die Form in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum Seinesgleichen hat. Als Novellist und Romanschriftsteller als Dramatiker und Lyriker zeigte Heyse eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Seine bei Cotta erschienenen Werke umfassen nicht weniger als 36 Bände. In einer billigen Ausgabe ist jüngst die Novelle „Andrea Delfin“, die sadende Geschichte einer venetianischen Verschöwing, von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborsfel herausgegeben (geh. 30 Pfennig, geb. 60 Pfennig).

— Alt-Frankfurt. Die Gartenlaube bringt in ihrer Nr. 14 eine Serie Originalradierungen von Hermann A. Wehster, von denen eine Anzahl einen Artikel des Dr. Julius Ziehen illustriert. Wer mit den Bläden und Gassen, den Bräden und Türnen der alten Reichstadt am Main vertraut ist, der wird beim Betrachten der Radierungen mit Erstaunen sehen, wieviel verborgene Schönheit das alte Frankfurt birgt. Und wer nur die neueren Teile der Stadt kennt, der wird sicher bei seinem nächsten Besuch auch mal einen Gang durch das äußerst malerische Alt-Frankfurt unternehmen, durch die ehrwürdige Kaiserstadt, wie sie Goethe in seiner Jugend schon sah.

Zitatenträsel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blüh'n?
 2. Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche.
 3. Raslos vorwärts mußt du streben.
 4. Die Zeit geht aufrecht unter ihrer Last.
 5. Es ist der Geist, der sich den Körper baut.
 6. Nie kommt ein Unglück ohne sein Gefolge.
 7. Die Stunde ist vorbei, prüde geht es Nummer.
- Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Zahlenquadrats in voriger Nummer:

81	258	917	643
643	917	258	81
258	81	643	917
917	643	81	258